

Das Turbachtal bei Gstaad

Autor(en): **Schilling, Helmut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634751>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

denen Zelluloid erzeugt werden kann, ist sehr groß, und ebenso die Anzahl der Gegenstände, zu denen Zelluloid allein oder in Verbindung mit Holz, Metallen, Leder usw. verarbeitet wird. Die Bearbeitung ist angenehm, da der Stoff sich mit Leichtigkeit drehen, hobeln, sägen, fräsen, bohren, schaben, raspeln und in dünnen Platten auch nageln läßt. So sehen wir auf der Abbildung S. 75, wie die wegen ihres sauberen Aussehens so beliebten Zelluloidkämme gefäkt werden.

Die Vereinigung eines Stückes Zelluloid mit einem anderen geschieht auf die einfachste Weise durch Bestreichen der Flächen mit einem Lösungsmittel für Zelluloid, z. B. mit Essigäther. Wsdann brauchen die Flächen nur gegeneinander gedrückt zu werden. Die so erweichten Oberflächflächen haften ohne weiteres aneinander, wie man an den aus zwei Hälften bestehenden Zelluloidspielbällen sehen kann. Auch von der bereits angeführten Erweichung des Zelluloids durch heißes Wasser oder Dampf wird in ausgedehntem Maße Gebrauch gemacht, indem man die in ungefährer Größe ausgeschlittenen Stücke in erwärmten Preßformen einem bis zur Wiedererhaltung währenden Druck aussetzt. Man kann so alle möglichen Dosen, Deckel, Schalen usw. erzeugen, ferner — wenn man gravierte Preßformen verwendet — Schnitzereien und Ziselarbeiten mit sehr geringen Kosten tauschend nachahmen. So werden beispielsweise Gebetbuchdeckel, Büchereibände, Gratulations- und Reklamekarten, Broschen, Haarpfeife und Kämmen, verzierte Schirmgriffe und hundert andere Sachen auf solche Weise fabriziert. Die Flächen der Preßformen sind meist poliert, und es erübrigt sich dann eine weitere Behandlung der Gegenstände; nötigenfalls können sie aber auch durch Eintauchen in Lösungsmittel poliert werden.

Die Zelluloidindustrie hat in den letzten Jahren bei den Spielwarenfabrikanten große Abnehmer gefunden. Was früher nur aus Blech hergestellt werden konnte, wird jetzt viel billiger und haltbarer aus Zelluloid angefertigt. Besonders für kleine Kinder eignet sich das Zelluloid, sobald es mit giftfreien Farben bemalt ist, ausgezeichnet, weil es keinerlei schädliche Eigenschaften besitzt, falls das Kind das Spielzeug in den Mund steckt. So entstand vor etwa zehn Jahren die bekannte kleine Badepuppe aus Zelluloid (siehe Abb. S. 75), die seitdem geradezu Gemeingut der Kinder geworden, und naturgemäß ein gewaltiger Industrieartikel ist. Allerdings besteht ja noch immer eine gewisse Gefahr der leichten Brennbarkeit des Zelluloids, sobald es mit offenem Feuer in Berührung kommt. Man überschätzt aber diese Gefahr meist. Zelluloid entzündet sich erst bei 240 Grad Wärme. Entgegen seinem Stammprodukt, der Schießbaumwolle, explodiert es aber nicht, sondern verbrennt nach und nach mit einer ruhenden Flamme.

Da Zelluloid die Elektrizität sehr schlecht leitet, so ist es in der elektrotechnischen Industrie gleichfalls beliebt geworden. Besonders wird es dort in Form von Lack (Zaponlack) verwendet, um blanke metallische Flächen, die keiner erheblichen Wärme und keinen starken mechanischen Angriffen ausgesetzt sind, vor der Einwirkung von Luft, Gasen oder Säuren zu schützen. Auch andere Industrien haben sich die Vorteile des Zaponlades zunutze gemacht. So ist z. B. heute fast alles Silber in Zaponlack getaucht. Wenn man silberne Geräte einige Zeit nachdem man sie gekauft hat, besieht, bemerkt man, daß sich gewisse gelbliche Stellen des Lades abgeblättert haben. Das ist eben der infolge des starken Gebrauches abgegriffene Zaponlack.

Die neuesten Bemühungen der Zelluloidindustrie gehen dahin, den Kampfergeruch des Zelluloids zu umgehen. Man sucht nach Ersatzstoffen, die auch deshalb erwünscht sind, weil der immer mehr steigende Preis des Kampfers den Preis des Zelluloids in die Höhe treibt. Bis jetzt hat sich jedoch noch kein gleichwertiger Stoff für Kampfer gefunden.

Der Hund.

Die Gaffer umstanden den sterbenden Hund.
Der jappte und zuckte noch, todeswund.
Es war ein junges, hübsches Tier,
Alle kannten ihn im Quartier.
Ein lauter Kläffer, der jedem Wagen
Sprang hindendrein mit Bellen und Jagen,
Bis ihn eines Tages in seiner Haft
Das Rad eines schweren Karrens erfaßt,
Und er dann mit zermürbten Knochen
Heulend und winselnd zusammengebrochen.
Jetzt eilt eine Frau auf die Gaffer zu.
Es war seine Herrin. Die hatte im Nu
Ihren getreuen Gefährten erkannt.
Weinend strich sie mit sanfter Hand
Ihrem „Bob“ über Kopf und Rücken.
Als spürte der Hund dieser Liebe Beglücken,
Krampte er hoch sein steifes Genid
Und dankte der Herrin mit glänzendem Blick,
Dem letzten aus den braunen Lichtern.
Dann war's vorbei. Auf den Gesichtern
Der Gaffer lag der Ernst einer Predigt.
Was lehrte sie doch? Daß ein Leben erledigt?
Daß wieder eine Kreatur
Weg und dahin? Dies eine nur?
Nein! Eine Predigt voll Einker und Reue
Ward jenen über den Dank und die Treue.

Ernst Dier.

Das Turbachtal bei Gstaad.

Goldrot senkt sich die Winter Sonne hinter die hochaufragenden Berge, die das Saanetal im Westen begrenzen. Sie sendet ihren letzten Gruß hinab in die Tiefe, wo die Saane, die bei Gstaad noch bescheiden in ihrem schmalen Bette dahinfließt, dankbar den goldenen Schein wieder spiegelt. Bald aber verschwindet auch der, und das ganze Tal wird von bläulichem Dunst überflutet, der die wilden Klüfte der Berge in weicher Tönung erscheinen läßt: Die Nacht bricht an.

Ruhig liegen die Hotels des Kurortes Gstaad zu beiden Seiten der Straße, die mein Freund und ich angeregt plaudernd hinaufziehen. Wir wundern uns über die Stille, die im Dorfe herrscht, fragen uns: „Kennen diese an Luxus gewöhnten Menschen auch ein Empfinden für das Große und Schöne, das sie zu dieser Stunde der Weihe umfängt? Verhindert sie Ehrfurcht, ihrem lauten Leben freien Lauf zu lassen?“ Wir hoffen es, wir möchten ihnen helfen, so fühlen zu können wie wir, die wir glücklich und durch unser Fühlen engverknüpft in die schlichte Nacht hinaustreten.

Die letzten Häuser von Gstaad liegen hinter uns. Unwillkürlich beschleunigen sich unsere Schritte, als ob sie uns ängstlich besorgt dem Dorfe entführen wollten, wo nach der Zeit des Nachtmahls das lärmende Leben neuaufladert, um bis weit in die Nacht hinein fortzudauern.

Auch wir haben noch einen langen Abend vor uns. Er verspricht, herrlich zu werden, da wir den schneebedeckten Pfad betrachten, der uns vom großen Tale wegführt in ein kleineres, das zur linken Hand einen tiefen Einschnitt in den Berg darstellt. Dies Tal heißt das „Turbachtal“. Weit in das Hinterland hinein erstreckt es sich, zuerst bedeckt von wunderbarem Tannenwald, der aber weiter hinten den Wiesen und Aedern der fleißigen Talbewohner ausweicht und sich oben an den Hängen des Giffelhorns entlang zieht.

Ich habe das Tal noch nie gesehen, habe nur gehört, daß es einen herrlichen Bergwald besitze, einen Wald für Sänger und Dichter! So strebe ich mit meinem Freunde diesem Tale entgegen, voll Erwartung, voll Freude, dort

zwei Wochen bei Sport und in lieber Gesellschaft verbringen zu dürfen.

Mein Freund scheint ähnlich zu denken. Unser Gespräch hat sich verloren, je näher wir zu dem Taleingang gekommen sind. Der Wald tut sich auf und empfängt uns mit seinen weißverschneiten, gefestigten Armen. Noch einmal sehe ich zurück, erblicke in der Ferne die blinkenden Lichter eines großen Hotels. Wie ich so vom Eingang des Waldes zurücksehe, läßt mich der Anblick deutlich fühlen, wie das Sterben für den Menschen sein muß: In der dunkeln Nacht der Vergangenheit glimmen noch einzelne unsichere Lichter, sie loden den Sterbenden zurück zum wüsten Träumen, er aber entschlummert sanft und erwacht am Morgen des Lichts selig in einer andern Welt, gestärkt für den Tag des Lebens.

— Aehnlich sollen auch wir wieder erwachen in einer kleinen Welt, fernab vom Alltagsleben der Menschheit! Den Eintritt in dies andere Leben stellt aber die Wanderung durch den weiß verhangenen Tannenwald dar, durch den Wald, den wir jetzt ehrfürchtig betreten.

Stumm schreiten wir nebeneinander her; der knirschende Schnee allein verrät, daß sich Menschen in dem stillen Tale befinden. Gegen Osten führt der Weg, zu den Bergspitzen, die nach langer Nacht der Sonne Licht zuerst begrüßen dürfen. Es scheint, als gingen auch wir auf diesem Pfade einem Sonnenlande entgegen. — Die Nacht eines Sonnenlandes ist klar, ist reich an Sternen; so ist auch der nächtliche Himmel über dem Turbachtal mit hellschimmernden Sternen besät. Nur selten blickt er zwischen den verschneiten Tannen hindurch; aber wenn er sichtbar wird, so bietet er ein Bild, das bezaubernd von der Schönheit unserer Welt spricht.

Wenn man den Weg nach den Hütten des Turbachtals hinangeht, hat man den murmelnden Bach zur Rechten, einen steilen Waldhang zur Linken. Idyllisch ist dieser Weg zwischen den schneebedadenen Tannen hindurch, die sich bald urwaldartig romantisch verwachsen, bald aber den Pfad zwischen ihren geraden Stämmen zur Alee gestalten. Wie groß auch die Abwechslung in diesem waldigen Tale sein mag, so bildet sie dennoch in dem schlichten Schneekleide eine Einheit, die dem Auge wohl tut. Unter diesem weißen Teppich sieht sich alles so wunderbar an: Der eingeschneite Bach, die hochragenden Tannen und die reizenden, schneebedadenen Triumphbogen, unter denen wir hin und wieder durchziehen. Der Schnee ist schön, verlockend schön — ich strecke meine Hand aus, betaste einen tiefhängenden Ast, um dessen weißes Kleid zu streicheln, — da rutscht der Schnee schwerfallend ab und ich blicke auf einen düstern Fleck inmitten des helllichten Schnees. Der schwarze Tannast aber schnell mit, seiner weichen Last enthoben, ins Gesicht, als wollte er mich strafen, weil ich mit vorwärtiger Hand das zu berühren wagte, was ihm, jedoch nicht dem Menschen gehört. Aufgeschreckt eile ich nach vorn und lasse meinen Freund, der wohl auch in tiefe Gedanken versunken ist, hinter mir zurück. Was mußte ich denn, was müssen die Menschen sich immer da zubringen, wo sich Schönheit unangestastet am reinsten offenbart? —

Vorwärts strebe ich, talauf, jener kleinen Alpenwelt entgegen, die mich für kurze Zeit aufnehmen soll. Wie ich nun so hinwandere, von einer ungewissen Macht getrieben, und doch in einem eigenartigen Wohlbehagen inmitten dieses winterlichen Tannenwaldes, fühle ich plötzlich einen unwiderstehlichen Drang, meine Gedanken auf irgend eine Art auszudrücken, sei es im Gesang oder im Dichten. Ich verlasse zu sprechen, zu singen, meine Stimme aber verhallt schwäch-



Partie vom Turbachtal bei Gstaad.

(Phot. Naegeli, Gstaad.)

lich in dem hehren Walde. Die Gedanken jedoch wollen freien Lauf haben, sie dichten, fliegen...: Verschneiter Wald — Tal im Gebirge. Ein Wanderer irrt, — tastet sich weiter im düstern Gehölz; er sucht, sucht — da erglänzt ein Licht! Der Wanderer, vertrauend, folgt ihm bis weit hinauf an einen Felsengrad. — Da leuchtet aus der Ferne sein Licht — ein Stern! — Der Wanderer bricht nicht zusammen in wilder Verzweiflung; nein! der Wanderer lebt! Schaut festen Auges in die tiefe Nacht, erblickt die Welt, enthauchet seine Seele in das All und stirbt — und lebt!

* * *

Eine Stunde ist verronnen. Wie ich aufschaue, grüßen mich die Hütten von Turbachtal. In dem Mondlichte, das sie umfließt, erscheinen sie freundlich und warm. — Das also ist das kleine Paradies, das wir nach der Wanderung durch den herrlichen Tannenwald erreichen sollen! Ich blide in die Runde, erschau ein schlichtes Bergtal, erschau Felsen, Wälder und Hütten; und wirklich: Es ist ein Paradies. Große Schneefelder dehnen sich vor mir aus, umsäumt von dunkeln Tannenwald. Der Bach rieselt in der Talerweiterung langsamer dahin, hier und dort überbrückt von einem Steg, der auf die Seite des Giffelhorns hinüberführt. Die Hütten liegen sehr zerstreut; noch weit oben an den Hängen der Berge kleben einige wie Schwalbennester. Sie blicken auf ein Tal hinunter, das geeignet ist, das rechtschaffene Leute birgt.

„Glückauf!“ rufe ich begeistert meinem Freunde zu, der mich inzwischen eingeholt hat, „Glückauf!“

An der ersten Hütte klopfen wir an; es ist das Haus des Schullehrers, des gütigen Erziehers jener Bergler. Er hat uns erwartet und führt uns nach biederem Gruße in seine Stube, wo wir noch lange plaudernd und erzählend beisammen sitzen. Wir sprechen vom Walde im Turbachtal!

Helmut Schilling.

Altbernisches Sittenleben im Spiegel der Chorgerichtsmanuale.

Von A. Bärtschi.

I. Die Chorgerichte.

Am 7. Februar 1528 erließ Bern das große Reformationsmandat. Aber schon viel früher hatte sich die Regierung um das sittliche Wohl ihrer Untertanen bekümmert. Mandate wurden seit 1470 in Menge ausgesandt und bedrohten Gotteslästerer, Verschwender, Trinker und Spiel süchtige, schamlose Sitten und wilde Ehen mit Bußen. Sie